

»Heile-Welt-Geschichten brauchen wir alle«

Kirsten Boie ist eine der bekanntesten Kinder- und Jugendbuchautorinnen Deutschlands. Ihre Bücher sind mal lustig, mal idyllisch, mal ernst. Ein Gespräch über Kindheit, gute Kinderliteratur und Happy Ends

Publik-Forum: *Frau Boie, Sie sind 72 Jahre alt. Wie alt fühlen Sie sich?*

Kirsten Boie: In der Kindheit war für mich 72 so gut wie tot. So fühle ich mich überhaupt nicht. Trotzdem komme ich nicht umhin, mir mein Alter zu merken, weil Kinder auf Lesungen danach fragen. Eine Rolle spielt es für mich, weil ich weiß, dass die Spanne, die vor mir liegt, nicht mehr allzu lang ist. Jede Minute zählt.

Sie sind heute eine der bekanntesten Kinderbuchautorinnen Deutschlands. Wie haben Sie das Schreiben für sich entdeckt?

Boie: Mit fünf Jahren habe ich meine erste Geschichte geschrieben, die kann man kaum lesen. Danach fand ich es zu anstrengend, Geschichten aufzuschreiben, habe mir aber immer weiter welche ausgedacht. Ob das damit zusammenhängt, dass meine Mutter auch viele Geschichten erzählt hat? Sie hat selbst auch ein paar Kinderbücher geschrieben. Ungefähr ab der Zeit, als sich Heinrich Böll und andere für die Gründung der Künstlersozialkasse engagierten, habe ich das Schreiben aufgegeben. Damals ging durch die Medien, dass Autoren in der Regel nicht von ihren Büchern leben können. Und da habe ich gewusst: Das ist nichts für mich, gerade weil ich aus keinem wohlhabenden Elternhaus komme. Ich brauche einen Beruf, von dem ich die Miete zahlen kann. So habe ich als Jugendliche mit dem Schreiben aufgehört. Und es hat mir damals auch nicht gefehlt.

Stattdessen haben Sie über Bert Brecht promoviert und als Lehrerin für Deutsch und Englisch gearbeitet – bis zur Adoption Ihres ersten Kindes. Dann saßen Sie zu



ILLUSTRATION: BARBARA SCHOLZ:
»DER KLEINE RITTER TRENK«
OETINGER VERLAG



» In meiner Kindheit waren die Bullerbü-Bücher, die ja absolute Idyllen sind und Vorbild für meine Möwenweg-Reihe, absolute Trostbücher



ILLUSTRATION: KATRIN ENGELKING: »WIR KINDER AUS DEM MÖWENWEG« OETINGER VERLAG

Hause, weil das Jugendamt dies damals zur Auflage machte, und Sie wussten, das wird noch einige Jahre so weitergehen, weil Ihr Mann und Sie ein zweites Kind wollten. Und dann?

Boie: Ich habe immer beides gewollt, Kinder und Beruf. Auch diese Form von Unabhängigkeit. Und so habe ich überlegt, was kann ich? Das Traurige ist, als Lehrerin hatte ich nicht viele Alternativen. Ich habe darüber nachgedacht, putzen zu gehen, um etwas dazuzuverdienen. Ich fand das eine ehrbare Tätigkeit. Und dann ist mir eingefallen, ich könnte auch Groschenromane schreiben. Nach dem Literaturstudium habe ich mir ja nicht mehr zugetraut, Literatur zu schreiben, hinter der ich auch stehen kann. Zur Vorbereitung habe ich begeistert diese Hefte gelesen, ich fand sie so schön schräg. Im Nachhinein weiß ich: Ich hätte das nicht gekonnt, es wäre immer ironisch geworden bei mir. Durch diese Überlegungen schien mein Gehirn aber irgendwie begriffen zu haben: Ich darf mir wieder etwas ausdenken. Und da ist eben dieses andere Buch entstanden: »Paule ist ein Glücksgriff«.

Sie haben die ersten drei Kapitel dieses Buches an Verlage geschickt und geschrieben: Wenn ich einen Vertrag bekomme, schreibe ich die Geschichte zu Ende. Das klingt selbstbewusst – sind Sie so?

Boie: Nein, überhaupt nicht (lacht). Mir hat es Spaß gemacht, die Geschichte zu schreiben – aber wenn das Buch keinen Verlag gefunden hätte, hätte ich mir nicht gegönnt, mich weiter damit zu beschäftigen. Dann hätte ich etwas anderes gemacht, um meine Zeit sinnvoll zu nutzen.

Sie brauchten einen Vertrag, um vor sich selbst zu rechtfertigen, weiter ihrem Spaß am Schreiben nachgehen zu dürfen?

Boie: Genau.

Wie funktioniert Ihr Schreibprozess?

Boie: Schreiben ist wie Lesen im Kopf. Wenn ich erst einmal anfangen zu schreiben, dann werden mir die Sätze zugespielt. Ich plane die Geschichte schon im Vorhinein durch, obwohl ich inzwischen aus Erfahrung weiß, dass sie dann doch noch anders wird. Aber ich muss mir einreden können, dass ich weiß, wie es läuft. Bis zum Schluss. Dann kann ich anfangen. Das heißt, ich brauche noch einen ersten Satz und der muss mir zufallen, das passiert nicht am Schreibtisch. Ich fahre mit dem Rad oder ich trockne ab – das klappt gut bei Dingen, die mich körperlich beschäftigen, geistig aber nicht.

Aktuell sind Sie mit Ihrem Buch »Heul doch nicht, du lebst ja noch« auf Lesereise. Darin erzählen Sie die Geschichte von drei Jugendlichen im zerbombten Hamburg unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg und von deren Mut, ihr Schicksal

selbst in die Hand zu nehmen. Was hat Sie an der Geschichte interessiert?

Boie: Mich hat das Kriegsende interessiert und die Frage: Wie muss es Jugendlichen damals wohl ergangen sein? Als der 75. Jahrestag des Kriegsendes gefeiert wurde, waren die zerbombten Städte wieder überall präsent – genau wie jetzt durch den Krieg in der Ukraine. Ich habe mich dadurch an meine Kindheit erinnert, ich habe selbst noch auf Trümmerfeldern gespielt. Das waren unsere Spielplätze. Deshalb wollte ich die Zeit nach Kriegsende am Beispiel von drei Charakteren erzählen, die unterschiedliche Erfahrungen machen und gemacht haben. Außerdem hat mich schon länger das Gerücht von der »Stunde null« gestört – die es nie gegeben hat. In den Köpfen der Menschen ändert sich nichts von einem Tag auf den anderen, dazu braucht es ganz viele neue Erfahrungen. Auch das spielt eine Rolle im Buch.

Sie erzählen von Traute, die ihren verschollenen Freundinnen nachruert, Hermann, der sich um seinen verehrten Vater kümmert und sich einer Zukunft beraubt sieht, und Jakob, der sich in den Ruinen versteckt, weil seine jüdische Mutter deportiert worden ist. Das Buch endet mit den Worten »Alles ist anders. Und wer weiß. Vielleicht wird wirklich alles gut.« Welche Rolle spielt Hoffnung in Geschichten?

Boie: Für jüngere Lesende will ich auf jeden Fall, dass es am Schluss noch Hoffnung gibt. Wenn sie ein bisschen älter werden, kann das Ende auch offenbleiben, es bleibt es hier im Grunde auch, aber Hoffnung muss sein, sodass die Kinder sich ausmalen können: Da wird was Gutes draus. Und ein Happy End macht immer Mut. Wenn es vorher Schwierigkeiten gab und die sind am Ende behoben, dann bestärkt das. Das ist auch einer der Gründe, wieso Harry Potter so unglaublich erfolgreich ist – weil die Geschichte gezeigt hat: Der, der anfangs in einem Kabuff unter der Treppe leben musste, ist am Ende der größte Zauberer von allen.

Sie erzählen Sie von Problemen wie Armut?

Boie: Es geht ja nicht nur um Armut, sondern um ein völlig anderes Leben. In meinem ersten Buch, in dem es ums Aufwachsen in schwierigen Verhältnissen geht – »Ich, ganz cool« –, hat die Hauptfigur die Geschichte aus ihrer Sicht erzählt. Das war sehr anstrengend zu lesen, weil sie natürlich ganz anders gesprochen hat, als man es



FOTO: PA/OIEKLEINERT/JAN RIECKHOFF

Kirsten Boie, geboren 1950 in Hamburg, hat mehr als 100 Bücher veröffentlicht und erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises für ihr Gesamtwerk. Für ihren Jugendroman »Heul doch nicht, du lebst ja noch« erhielt sie in diesem Jahr den Friedrich-Gerstäcker-Preis für Jugendliteratur, ihre Novelle »Dunkelnacht« wurde mit dem katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis ausgezeichnet. Kirsten Boie engagiert sich für Sprach- und Leseförderung in Kitas und Grundschulen. All ihre Preisgelder fließen in ihre Möwenweg-Stiftung, mit der sie das Projekt Litsembe (Hoffnung) in Eswatini (Swasiland) unterstützt. Dort werden in über 100 Häusern Tausende Kinder betreut, die Waisen sind oder in extremer Armut leben. Sie lebt mit ihrem Mann im Einzugsgebiet von Hamburg.

üblicherweise aus Kinderbüchern kennt und erwartet. Die Buchhändler haben das Buch kistenweise zurückgeschickt. Dadurch ist mir klar geworden, dass ich versuchen muss, es unterhaltend zu machen. Gerade über düstere Lebensverhältnisse darf ich nicht nur trostlos schreiben, sonst werden diese Bücher weniger gelesen. Mir ist deshalb wichtig, dass die Lesenden vor allem Sympathie für benachteiligte Kinder entwickeln können. Wenn das funktioniert, weitet sich der Blick auf die Gesellschaft schon ein bisschen. Ich hoffe im Geheimen, dass es vielleicht sogar gelingt, für diese Kinder ein bisschen Bewunderung zu wecken, wenn man liest, wie sie zu kämpfen haben und sich davon nicht unterkriegen lassen. Ich jedenfalls bewundere diese Kinder.

Sie schreiben auch gern Heile-Welt-Geschichten, wie etwa die Sommerby-Reihe. Wozu sind diese Geschichten gut?

Boie: Ich denke, solche Geschichten brauchen wir alle. Gerade durch Erfahrungen wie Corona haben auch wir Erwachsenen gemerkt, wie gut es tun kann, für eine Weile in so eine heile Welt abzutauchen, die uns hilft zu regenerieren. Und ich denke, das stabilisiert Kinder auch. In meiner Kindheit waren die Bullerbü-Bücher, die ja absolute Idyllen sind und Vorbild für meine Möwenweg-Reihe, absolute Trostbücher. Wenn es mir schlecht ging, habe ich Bullerbü gelesen, dann ging es mir wieder besser.

Sie meinen: Wenn meine Mama gestorben ist, brauche ich als Kind nicht unbedingt eine Geschichte, in der ebenfalls die Mutter stirbt, um zu sehen, dass ich nicht alleine bin?

Boie: Nein. Ich glaube, dem Kind könnte es helfen, wenn es stattdessen etwas Lustiges liest und etwas Idyllisches. Vielleicht etwas später, wenn es möglich ist, diese Situation schon etwas zu verarbeiten, dann kann es auch Bücher lesen, die dieses Erlebte reflektieren. Das ist wie mit einem Beinbruch – da muss der Knochen auch erst mal gestützt und geschient werden, damit er heilt, bevor er wieder belastet werden kann. So ist es mit allen traurigen Dingen, denke ich. Und auch mit diesen Heile-Welt-Büchern. Sie sind wie Schienen.

Sie werden immer wieder mit Astrid Lindgren verglichen – mögen Sie das?

Boie: Ich mag es deshalb, weil Astrid Lindgren in meiner Kindheit sehr wichtig für mich war. Weil sie besser als die

» *Mich hat das Kriegsende interessiert und die Frage: Wie muss es Jugendlichen damals wohl ergangen sein?*



meisten kindliche Gefühle und Gedanken kannte und sehr einfach darüber zu schreiben vermochte. Deshalb finde ich, dass sie eine außergewöhnliche Autorin war. Wenn sie heute leben würde, würde sie vieles anders schreiben. Aber ich glaube nicht, dass man uns vergleichen kann. Erstens sind es sehr große Schuhe, und zweitens schreibe ich auch sehr viele ernstere Bücher, für ältere Jugendliche zum Beispiel, das hat Astrid Lindgren nicht getan.

Erleben Sie bei Ihren Lesungen eine Spaltung der Gesellschaft?

Boie: Kindern aus benachteiligten Stadtteilen fehlen häufig Leseerfahrungen, es ist viel schwieriger, sie zu fesseln. Wenn ich ihnen eine Geschichte mit komplexen Sätzen vorlesen würde, wie »Seeräuber-Moses« oder »Der kleine Ritter Trenk«, wäre das für viele eine zu große Herausforderung. Viele wissen auch nicht, dass Geschichten so etwas wie eine Dramaturgie haben, dass es sich lohnt, am Anfang darauf zu achten, ob es Hinweise gibt, in welche Richtung sich die Sache entwickeln könnte, und Vermutungen anzustellen, und genau dadurch entsteht ja Spannung. Das merke ich, wenn ich auf Lesungen danach frage: Und, was glaubt ihr, wie die Geschichte weitergeht? Da kommen die aberwitzigsten Vermutungen, für die es überhaupt keine Grundlage gibt. Und in anderen Stadtteilen erlebe ich Drittklässler, die bereits alle Harry-Potter-Bände gelesen haben und mich in der Lesung fragen: Wieso haben Sie die Geschichte polyoperspektivisch erzählt?

In was für einem Elternhaus sind Sie selbst aufgewachsen?

Boie: In einem unglaublich bildungsbemühten Elternhaus. Das wichtigste Ziel meiner Eltern war, dass mein Bruder und ich eine gute Bildung bekommen. Ihre höchste Wertschätzung galt Menschen mit einer hohen Bildung und nicht denen mit einem hohen Einkommen. Sie selbst hatten keine höheren Bildungsabschlüsse. Mein Vater hat bei der Sparkasse gearbeitet, und meine Mutter war zu Hause, das war damals das übliche Familienmodell.

Woher bekamen Sie Ihre Bücher?

Boie: Neben unserer Wohnung war ein Tabakladen, der verkaufte auch Kinderbücher. Über die Qualität rede ich lieber nicht, die waren eher trivial. Dort haben mir meine Eltern manchmal ein Buch gekauft, und ich habe meine Bücher dann drei- oder viermal gelesen. Wenn meine Eltern abends mal ausgegangen sind, dann bekam ich ein Astrid-Lindgren-Buch geschenkt, das war so teuer, das hätte ich sonst nicht bekommen. Ich bekam es, damit ich allein zu Hause blieb ohne Angst. Und es hat immer funktioniert. Als ich zehn war, habe ich die öffentlichen Bücherhallen in Hamburg entdeckt. Das war das Paradies. Ich bin bis zum Abitur einmal wöchentlich hingegangen und hab mir Berge von Büchern ausgeliehen. Deshalb ist es so wichtig, dass es in der nächsten Umgebung von Kindern solche Büchereien gibt. Sodass gerade Kinder wie ich eins war, deren Eltern ihnen nicht so viele Bücher kaufen können, wie sie brauchen, sie zu Fuß oder mit dem Rad erreichen können.

Kinderliteratur werde nach wie vor nicht unter Literatur eingeordnet, sondern eher bei Playmobil oder Duplo, haben Sie mal gesagt. Erbst Sie das?

Boie: Inzwischen ja. Was oft nicht gesehen wird bei der Betrachtung von Kinderliteratur: Sie braucht eine andere Qualität als Literatur für Erwachsene, und zwar die Qualität, Kinder über eine bestimmte Form von sprachlicher Einfachheit und mithilfe enger Strukturen zu erreichen, außerdem müssen die Charaktere so sein, dass sie Kindern Lust auf Lesen machen. Es ärgert mich, dass dies so wenig wertgeschätzt wird. Mit der Konsequenz, dass Kinderliteratur im Feuilleton wenig Raum eingeräumt wird. Das ist schlimm. Als ob Kinder in unserer Gesellschaft überhaupt keine Rolle spielen. Ich glaube, wenn Kinderliteratur mehr geschätzt und propagiert würde, dann würde es auch wieder als wichtig erachtet werden, dass Kinder lesen. Einmal habe ich in England in einer kleinen unabhängigen Buchhandlung nach einem Krimi gefragt. Den gab es nicht. Und dann hat der Buchhändler zu mir gesagt: »But I'm sure, you'll like this book«, und hat mir den ersten Band von Harry Potter gegeben, das war noch, bevor es ihn in Deutschland gab. Und ich dachte: Wie toll! Ich frage nach einem Buch für Erwachsene, und er bietet mir ein Kinderbuch an! Die Werteschätzung, die dahintersteckt, hat mich sehr berührt.

Woran glauben Sie?

Boie: Ich bin bekennende Agnostikerin. Ich halte es für genauso realistisch, dass es einen Gott gibt, wie dass es keinen gibt. Deshalb halte ich mir beide Optionen offen. Es ist ein Spiel zwischen meinem Mann und mir, dass wir uns an bestimmten Punkten gegenseitig versichern: Na, das war jetzt wieder ein Gottesbeweis, oder? Wenn wieder irgendeine glückliche Fügung auftaucht – und die gibt es immer wieder. Außerdem denke ich: Wenn es einen Gott gibt, ist der sowieso völlig anders und größer, als wir uns das vorstellen können und deshalb dürfte es ihm auch ziemlich egal sein, ob ich an ihn glaube oder nicht. Ihm ist sicher wichtiger, wie ich lebe.

Das Gespräch führte Birgit-Sara Fabianek